

Grant

Thomas Grasberger

Grant

Der Blues des Südens

Diederichs



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier EOS
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

© 2012 Diederichs Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Weiss Werkstatt, München
Druck und Bindung: CPI Moravia Books, Pohorelice
Printed in Czech Republic
ISBN 978-3-424-35070-8

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem
gesamten lieferbaren Programm finden Sie unter:
www.diederichs-verlag.de

Inhalt

- 7** Auf der Suche nach einem (angeblich) fast verlorenen Lebensgefühl
- 10** Pinguine und andere Baiern: Zur Etymologie des Grants
- 16** Grant-Garanten des Alltags
- 28** Doppelkinn und Lätschenziaga:
Die Physiognomie des Grants
- 32** Der grobe Grant
- 41** Woher und warum? Ober sticht Unter
- 49** Heroen des Grants: Jennerwein und Co.
- 60** Ohne Grant kein Abendland:
Kleine Einführung in die Grantologie
- 71** Pessimismus oder der Grant als Stadium der Reife
- 80** Himmlischer Grant
- 87** Vom Warten an der Schein-Bushaltestelle:
Grant und Politik
- 99** Kleine Anleitung zum Banken-Grant
- 104** Grant und Widerstand
- 112** Der Emi-Grant: Heimweh, Wut und Trauer
- 120** Abgründe des Grants: Ludwig Thoma und
Ludwig Ganghofer
- 128** Drent und herent: Abenteuer am Grant Canyon

- 132** Wien oder die Philosophie des Eh
- 142** Grant auf grünem Rasen
- 150** Der Grantler als Misanthrop – und wie man ihn vielleicht kurieren kann
- 154** Dant in den Grant: Ein kurzweiliges Gesellschaftsspiel (geeignet für einen oder mehrere Spieler)
- 162** Des Pudels Kern, ein Dackel: Tierischer Grant
- 166** Die Grant Seigneurs Gerhard Polt und Karl Valentin
- 173** Grant Dames und Grantscherben
- 177** Warum der Grant nie ausstirbt
- 179** Mehr Grantezza, bitte!
- 188** Literatur

Auf der Suche nach einem (angeblich) fast verlorenen Lebensgefühl

Sein Name ist Grant. Nicht Hugh und nicht Cary – einfach nur Grant. Ohne Vorname, ohne Plural, ohne Schnickschnack. Fünf Buchstaben – ein Lebensgefühl. Spricht man von ihm, fragen die Leute oft: »Meinen Sie den bairischen?« Ja klar, welchen sonst! Der Grant ist ein Produkt des Südens. Genauer gesagt: ein Kind der bairischen Hochsprache. Die reicht bekanntlich weit über den Freistaat hinaus, von Augsburg bis Wien und von Nürnberg bis Klagenfurt. Der Grant ist also ein Baier im allerweitesten Sinn. Deshalb reden wir von Baiern, wenn der ganze Stamm – samt Österreichern – gemeint ist; und von Bayern, wenn wir nur den Freistaat oder seine Bewohner erwähnen wollen.

Ein Baier also. Ist das erst einmal klar, kennt ihn plötzlich jeder. Zumindest glaubt jeder, ihn zu kennen; freilich oft nur aus klischeebeladenen Fernsehsendungen oder schlichten Bauerntheateraufführungen. Grantler sind Miesepeter und Nörgler: bärbeißig, gereizt, grimmig, humorlos, knurrig, missmutig, mürrisch – und so weiter. Verheiratete Frauen nicken wissend und deuten sofort auf ihren Ehemann: »Er da ist so ein ewiger Grantler, dem man nichts recht machen kann.« Und die Männer kontern: »Der Grant ist weiblich. Schließlich heißt es ja nicht umsonst ›So grantig wie eine tragende Katz‹ oder ›wie ein schwangeres Eidechslein‹.«

Grant ist offenbar ein weitverbreitetes Alltagsphänomen.

Man erkennt den Grantler meist relativ schnell. Denn er trägt seinen wichtigsten Muskel mitten im Gesicht: den *Musculus depressor anguli oris*, auch ›Mundwinkelniederzieher‹ genannt. Man sieht ihn recht oft im Einsatz, auch heute noch. Obwohl gelegentlich zu hören ist, der Grant sei am Aussterben. Oder noch besser: es habe ihn nie gegeben; denn der Grant sei eigentlich nur ein Kunstprodukt der Tourismusbranche, eine Erfindung von Münchner Taxifahrern und Biergartenbedienungen zur Umsatzsteigerung. Solche Behauptungen sind ihrerseits schon wieder ganz spezifische Formen des Grants.

Schmellers Bayerisches Wörterbuch fasst den Begriff recht eng – so, wie wir ihn heute noch kennen und verwenden – als Unmuth, Unwille, Verdruss, Zorn. Und so stellen wir uns auch den typischen Grantler vor: immer verdrießlich und übellaunig. Mit nichts ist er zufrieden, an allem hat er etwas auszusetzen, stets muss er herumnörgeln. Überhaupt rein gar nichts mag er – niemanden, nirgendwo, niemals. Am allerwenigsten sich selbst. An manchen Tagen – es kann, muss aber kein Föhn herrschen – zieht der Grantler sein Gesicht hinter sich her wie eine tote Sau.

So weit so gut. Aber ist das alles? Natürlich nicht. Das ist nur die Bonsai-Version vom Grant; eingedampft auf das handliche Maß einschlägiger Karikaturen. Auf denen sieht man dann den schlecht gelaunten, aber grundsätzlich doch liebenswürdigen, reichlich spießigen, etwas eigentümlichen und manchmal engstirnigen Kleinbürger, vorzugsweise mit Oberlippenbart, Loden-hut und Rauhaardackel. Irgendwie bairisch halt. Einer wie der Herr Hirnbeiss aus der Boulevardzeitung. Oder wie jene Figuren, die Schauspieler wie Walter Sedlmayr, Gustl Bayrhammer, Fritz Straßner, Karl Obermayr, Toni Berger oder der Wiener Hans Moser so unnachahmlich dargestellt haben – um nur einige zu nennen. Dergestalt kann der Grant selbstverständlich auch daher-

kommen. Nicht umsonst halten sich Tageszeitungen gern ihre Grantler-Ecken, für all die Leserbriefschreiber, die ständig etwas auszusetzen haben. Und doch bedeutet Grant viel mehr als einfach nur grantig und unzufrieden sein. Grant ist eine Haltung. Grant – das ist der Blues des Südens, seit Jahrhunderten oszillierend zwischen Niedergeschlagenheit und Aufbegehren.

Und so wie der Blues nie nur traurig ist, sondern manchmal auch heiter, frech, aufmüpfig, lüstern oder albern sein kann, ist der Grant zwar oft abgrundtief düster, melancholisch und fatalistisch, manchmal aber auch richtig ausgelassen, humorvoll und witzig. Der Grantler kann motzen und stänkern, kann streiten wie ein Kesselflicker, anderntags aber fast liebevoll und zärtlich sein in seinem Spott; um dann gleich drauf wieder saugrob zu werden. Der Blues des Südens ist ebenso vielseitig wie die Gefühlspalette des Grantlers. Ein vielschichtiges Phänomen also, dieser Grant, dem eine eigene philosophische Haltung zugrunde liegt. Nennen wir sie der Einfachheit halber ›Grantologie‹, jene Grenzwissenschaft, in die die folgenden Seiten einführen wollen. Machen wir uns auf die Suche nach einem (angeblich) fast verlorenen Lebensgefühl.

Pinguine und andere Baiern: Zur Etymologie des Grants

Ein Blick ins Wörterbuch verrät es. Der Grant ist ein Kind des Südens. »Süddeutsch, österreichisch, umgangssprachlich«, steht in Klammern meist dabei, wenn man nach ihm googelt oder sonst wie sucht. Der Grant ist also ein Bayer? Nicht ganz. Eher schon ein Baier mit ›i‹, weil er nämlich schon lange existierte, bevor König Ludwig I. in seiner maßlosen Begeisterung für alles Hellenische 1825 dieses schöne kleine bairische ›i‹ gegen das manierierte griechische Ypsilon austauschen ließ. Eine Anordnung, mit der der Herr König heutzutage wohl nicht mehr so leicht durchkäme, angesichts der schlechten Performance, die Griechenland seit neuestem an den Tag legt. Vermutlich ist es nur eine Frage der Zeit, bis ein paar bairische Grantler endlich auf die Idee kommen, den Sprachschutzschirm aufzuspannen, um diese marode Griechenland-Staatsanleihe per Volksbegehren gegen die alte ›i‹ Währung zurückzutauschen. Einstweilen werden zumindest die bairische Bevölkerung und ihre Sprache weiterhin mit ›i‹ geschrieben, bis Bayern endgültig wieder Baiern heißt.

Baiern ist und bleibt die Urheimat des Grants, weshalb es sich nicht vermeiden lassen wird, das eine oder andere Mal jenes wunderbare Idiom zu verwenden, das übrigens kein Dialekt ist, sondern eine Hochsprache, die im Jahr 2009 von der UNESCO als gefährdet und somit als schützenswert eingestuft wurde. Bevor jetzt wieder irgendein »germanistischer Zwerghschamane« – für diesen schönen Begriff vielen Dank an den bairischen Grant Seigneur Uwe Dick – auf die Idee kommt, im Internet herum-

zumaulen und »korrektere Grammatik« (was fei gar nix gut ge-deutscht ist) zu fordern, sei an dieser Stelle kurz und bündig gesagt: »It's Bavarian, stupid.«

Und dieses Bairisch umfasst als Sprachraum nicht nur die Regierungsbezirke Oberbayern, Niederbayern und Oberpfalz, sondern – mirabile dictu – ganz Österreich – mit Ausnahme von Vorarlberg, obwohl zuverlässigen Berichten zufolge auch dort das Gesamtkunstwerk Grant als bairisches Exportgut längst angekommen ist. Es reicht sogar bis nach Südtirol – wo man den Grant nicht mit Grantn verwechseln darf, Letztere sind Preiselbeeren – und hinunter zu den Sprachinseln der Zimbern. Dies alles sei also nach unserer Definition der bairische Süden. Und wo der Süden ist, da ist immer auch der Blues. Als der Autor dieser Zeilen dem Triestiner Kriminalschriftsteller Veit Heinichen von dem Buchprojekt und seinem Titel erzählte, antwortete der gebürtige Badener: »Blues des Südens ist gut. Ich glaub, den gibt es auch noch im südlichsten Süden bei den Pinguinen.«

Heinichen hat völlig recht, denn schon die phänotypische Ähnlichkeit mancher Baiern mit den flugunfähigen Seevögeln ist frappierend – gerade hinsichtlich der stämmigen Figur und des eigentümlichen Ganges, insbesondere nach ausgedehnten Biergartenbesuchen (des Baiern, nicht des Pinguins! Anm. d. Autors). Und was den Grant angeht, ist der Pinguin dem Baiern noch ähnlicher. Etwa vor dem Bade in saukaltem Wasser. Pinguin wie Baier sind da eher widerwillig, um nicht zu sagen angefressen. Wie klagt ein *Enttäuschter Badegast* im Gedicht des Wahlmünchters und Grant-Meisters Ringelnatz: »Und Weiber jederlei Gestalt,/ Sie lassen alle dann mich kalt,/ Wie die verdammte Jauche/ Der See, in die ich tauche,/ Kalt macht, speziell am Bauche.«

Da geht es dem Baiern wie dem Wasservogel; der erfahrene Tierfilmfreund kennt das ja. In kleineren Gruppen tritscheln die

Pinguine zögerlich am Ufer hin und her, oft eine halbe Stunde und mehr, bis dann einer aus der Gruppe endlich widerwillig den Anfang macht und ins Eiswasser hineinspringt. Und alle andern hinterher. Horcht man ganz genau hin, kann man sie dabei sogar leise fluchen hören. Genau das ist dem Wesen nach sehr bairisch. Erst herummaulen und rebellieren, um sich dann doch gottergeben in sein Schicksal zu fügen und dabei griesgrämig vor sich hin zu schimpfen. So ähnlich hat es – nicht nur auf Baiern bezogen – schon Arthur Schopenhauer beschrieben, jener Philosoph, auf den wir noch zu sprechen kommen. In *Die Welt als Wille und Vorstellung* grantelt Schopenhauer: »Wir gleichen den eingefangenen Elefanten, die viele Tage entsetzlich toben und ringen, bis sie sehn, dass es fruchtlos ist, und dann plötzlich gelassen ihren Nacken dem Joch bieten, auf immer gebändigt.«

Nun geht es in diesem Buch weder um Pinguine noch um Elefanten, sondern um den Süden und seinen Blues, den Grant. Der hat viele Gesichter und Stimmungen, er kann sich an fast allem entzünden. Nicht zuletzt an sich selbst. Und zwar überall: in der Arbeit, an der Trambahnhaltestelle, im Auto, daheim vor dem Fernseher oder im Wirtshaus. Das Themenspektrum des Grants ist also schier unbegrenzt. Wie beim Blues geht es auch beim Grant um Gott und die Welt, um den Sinn und den Unsinn des Lebens, um Religion und Politik, um blöde Vorgesetzte und depperte Nachbarn, um die Weiber, die nie da sind, oder die Männer, die dauernd da sind (funktioniert natürlich auch anders herum). Um Liebe, Tod, Verrat und Treue, um Sex und Suff, um Pessimismus und Resignation, um Einsamkeit und Heimweh. Und so weiter ... bis zu jenem Scheiß-Taxi, das nie kommt, wenn man es ruft. Der Blues des Südens ist eben vielseitig. Und wer sein ganzes Spektrum erfassen will, orientiert sich am besten an uralten Begriffen wie ›grannen‹ oder ›greinen‹. Was so viel

meint wie knurren, zanken, weinen, grinsen, lachen. Genau das beschreibt den Grant, der den Baiern tief im Innersten zusammenhält.

Natürlich gibt es auch einen Extrem-Grant als »permanen ten Charakterzug« (Reinhold Aman), der »am häufigsten bei älteren oder alten Männern anzutreffen ist« und dem »selbst vorübergehende Heiterkeit« fremd bleibt. Im Österreichischen werden solche Personen ›Suderer‹ genannt. Sie sind übrigens nicht die Regel, schließlich hat Nietzsche recht, wenn er sagt, dass die meisten Menschen viel zu sehr mit sich beschäftigt sind, um dauerhaft boshaf t zu sein. Ein Leben im Extrem-Grant wäre also ein Akt von Selbstlosigkeit, den nur wenige zu leisten imstande sind. Gott sei Dank.

Bei aller etymologischen Unsicherheit kann es gut sein, dass der Grant vom althochdeutschen ›grinan‹ (murren, knurren, den Mund verziehen) kommt, oder von ›grannig‹, was grob und mürrisch bedeutet und eine Gefühlspalette umfasst, die von bissig, scharf, abweisend, heftig, unwirsch, verdrießlich bis zu hart und rücksichtslos reicht. Wir gehen sogar so weit, zu behaupten, dass der Grant mit ›grandig‹ zu tun hat, was früher kiesig und grobkörnig bedeutete. Denn der Grant ist manchmal durchaus wie der grobe Sand im Getriebe unserer wohlgeschmierten, dauerlächelnden, stets gut gelaunten Dienstleistungsmaschine. Von da ist es gar nicht mehr weit bis zur ›Krantwerre‹, also zu Verwirrung, Zwietracht und Aufruhr. Dieser Grant wird als Widerstand gern ›krawottisch‹, also ungestüm, ja sogar gewalttätig und handgreiflich; obwohl Revolutionen eher selten sind in Baiern. Denn der Baier – so hört man – sei kein besonders aufmüpfiger Menschenschlag. Sei' Ruah will er haben. Und wenn er sie hat, – sagt man –, dann gibt er auch: »A Ruah«. Meistens gilt also, was Reinhard Falter in seinem Buch *Warum ist Bayern anders?* unter

Grant versteht, nämlich »mehr eine zur Schau getragene Unzufriedenheit, weil einer seine Ruh haben möchte«.

Wirkliche Unzufriedenheit steckt demnach selten dahinter. Aber wehe, wenn der schier grenzenlose Gleichmut des Baiern so überstrapaziert wird, dass das Fass plötzlich überläuft. Oder noch schlimmer, wenn ihm »das Kraut ausgeschütt« wird. Dann wird es ernst, denn ›einem das Kraut ausschütten‹ bedeutet im Süden so viel wie es sich endgültig mit jemandem verderben. Das Kraut, auf deutsch Kohl, ist seit jeher eine wichtige Nutzpflanze. Mit großem Arbeitsaufwand wird es eingemacht, damit man über den Winter vitaminreiche Nahrung zur Verfügung hat. So kommt es zum Beispiel als Blaukraut, Sauerkraut oder Weißkraut auf den Tisch. Wer einem anderen das Fass mit dem Kraut ausschüttet, trifft ihn folglich ganz existenziell. Es geht ans Eingemachte.

Grant ist ein spezifisch bairisches Lebensgefühl, dessen Einzigartigkeit auch daran erkennbar ist, dass sich der Begriff nur schwer übersetzen lässt. Weder das ausschließlich negative ›hargneux‹ im Französischen, das man mit mürrisch, bissig, zänkisch wiedergeben kann, noch das englische ›grumpy‹ (brummig, knurrig, mürrisch, griesgrämig, miesepeterig) treffen den bairischen Grant in seinem Facettenreichtum. Er ist eben einzigartig, hat mehr Humor, mehr Poesie, mehr Zärtlichkeit. Sie glauben es nicht?

Hören Sie nur einmal genau hin, wie verbindlich freundlich etwa ein Franzose in sein Schnurlostelefon hineinflötet, wenn seine Liebste am anderen Ende ist: Sein Bonjour klingt wie »Liebling, isch 'abe frisches Baguette ge'olt und dir den Kaffee schon ans Bett gestellt.« Oder der Italiener? Sein zähnestrahendes Buongiorno am Telefonino ist wie das Blitzen des azurblauen Meers an einem heiteren Sommermorgen. Und was sagt der

Baier, wenn seine Liebste anruft? Er sagt: »Wos'n?« Oder wenn er einen sehr gesprächigen Tag hat: »Wos isn scho wieder?« Wer diese in ihrer kargen Schönheit und Poesie einzigartige und für die Empfängerin unverwechselbare Antwort mit Begriffen wie übel gelaunt, ärgerlich, knatschig, missmutig abtut, der hat noch rein gar nichts verstanden vom Charme der südlichen Stämme. Geschweige denn vom Wesen des Grants. Er oder sie lese deshalb weiter. Alle andern gefälligst auch.

Grant-Garanten des Alltags

Der Grant, so hört man immer wieder, sei vom Aussterben bedroht. Nicht dass es auf unserem Planeten keine schlecht geäußerten, mürrischen Menschen mehr gäbe, die an allem und jedem herummosern. Doch, doch, die gibt es, und zwar reichlich, das ist sogar empirisch nachweisbar. Nicht zuletzt in Deutschland, wo das »Volk der notorischen Nörgler« lebt, wie *Spiegel online* im Mai 2011 berichtete. Laut einer Studie der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung »hat unsere Zufriedenheit seit Ende des Zweiten Weltkriegs kontinuierlich abgenommen«. Deutschland liege demnach – trotz des relativ hohen materiellen Wohlstands – hinter Mali und Ägypten auf dem 47. Platz. Der Deutsche jammert eben gern, vor allem, wenn er nach seiner Lebenszufriedenheit und dem körperlichen Wohlbefinden gefragt wird.

Wahrer Grant aber ist mehr als nur herumzunörgeln. Leider wird er immer seltener. Vergangen, vergessen, verflossen ist er, wie das Gold der Tage. Wenn Sie solch poetisch-pessimistische Klänge vernehmen – wunderbar – bleiben Sie dran. Sie sind auf der richtigen Spur. Vermutlich sind sie gerade auf eine Grant-Ader gestoßen. Denn Ihr Gegenüber wird gleich noch über die Ursachen des Niedergangs spekulieren; zum Beispiel darüber, dass es immer weniger gscheide bairische Wirtshäuser gibt oder zu viele preußische Bedienungen oder lauter promovierte Taxifahrer, die nur Hochdeutsch reden – und genau deshalb sei der Grant zwangsläufig zum Aussterben verurteilt. Wenn Sie ganz,

ganz viel Glück haben, dann versteigt sich ihr Gegenüber sogar zu der nihilistischen Frage, ob es ihn überhaupt jemals gegeben hat, den Grant. Vielleicht ist er ja nur eine Erfindung der Fremdenverkehrswirtschaft?

Derart grundstürzende Zweifel meldete der in Bayern völlig zu Recht hochverehrte Regisseur und Drehbuchautor Franz Xaver Bogner an, der im Sommer 2008 einer überregionalen Tageszeitung ein Interview gab. Als der Journalist anmerkte, dass Bogners Figuren frei von Klischees seien und ihnen beispielsweise der Grant fehle, konterte Bogner: »Das ist ein Kompliment. Den Grant, den können von mir aus Taxifahrer ham. I glaub ja, dass der Grant eher ein Kunstprodukt ist, an dem man sich aufhängt. So wia die Gschicht vom Bayern, den ma fragt, ob er woäß, wos Hofbräuhaus is. Und er sagt: ›Ja, i scho.‹«

Auf den ersten Blick scheint die Sache recht klar zu sein. Bogner ist ein Grant-Gegner. Ja, er leugnet sogar, dass es das Phänomen überhaupt gibt. Eine nähere Betrachtung zeigt jedoch, dass seine dialektisch feinsinnigen Bemerkungen ihrerseits Ausdruck einer ganz spezifischen Grant-Form sind. Bogner lehnt oberflächliche und schlecht gespielte Grantitäden, also Grant-Attitüden, ab. Er selbst pflegt hingegen einen feinen, verdeckten Grant und spricht – wie alle großen Philosophen – manchmal in Gleichnissen. Ähnlich dem erwähnten Bayern, der sein Hofbräuhaus-Geheimnis für sich behält, verweigert auch Bogner in seinem Krypto-Grant eine positive Antwort auf die Frage, wie es um den Grant wirklich steht. Um dann sofort zu belegen, dass er natürlich sehr genau weiß, wo der wahre Grant daheim ist. Denn im selben Interview grantelt Filmemacher Bogner selbst rechtmunter vor sich hin: »Mir gengan die Leid auf die Nerven, die versuchen, Bairisch zum reden, obwohl sie's ned können. So was duad ma einfach ned, des is unhöflich. Und dann die, die an-

dauernd in der Tracht umanadarumpeln, in der sie nix verloren haben.«

Was für eine wunderbare Attacke gegen zwei absolute Grant-Garanten der Jetzt-Zeit. Erstens nämlich jenes Deppen-Bairisch, das stets dann aus irgendwelchen Köpfen herausquillt, wenn sich übermütige Menschen aus Jux und Tollerei an einer für sie völlig zu Recht immer fremd bleibenden Hochsprache versuchen. Der Grantler fordert daher: Für bairische Sätze sollte in jedem Fall gelten, was früher für Banknoten galt: »Wer sie nachmacht oder verfälscht, oder nachgemachte oder verfälschte sich verschafft und in Verkehr bringt, wird mit Freiheitsstrafe nicht unter zwei Jahren bestraft.«

Leider ist jenes Volldeppen-Bairisch mittlerweile ständig auf irgendwelchen »boarisch'n Schmankerl-Schpoaskoart'n« zu finden, weil irgendein teilalphabetisierter Eingeborenen-Wirt meint, er müsse eine lauwarme tote Sau als »Schwoansbrot'n mit Gnedl und Soss'« annoncieren. In Grant-Kreisen ist man sich einig, dass auch so was zu sofortigem Konzessionsentzug nach Paragraf 1 der »Verordnung gegen Verhunzung der bairischen Hochsprache« führen muss.

Und die zweite Bognersche Grant-Attacke? Richtet sich vor allem gegen die alljährlich in München aufgeführte ›Tragödie Tracht tragender Trottel‹ (TTTT), auch Wiesn genannt. Kurz gesagt handelt es sich bei TTTT um Deppen-Bairisch zum Anziehen; nämlich um Kasperlköpf aus Stadt und Land, die mit ihrem Kasperlgwand im Landhausstil in die Stadt hereinfahren. Mehr gibt es dazu nicht zu sagen.

Grant-Garanten gibt es hingegen noch jede Menge. Man sehe sich nur einmal in seiner unmittelbaren Nachbarschaft um. Nein, gemeint ist jetzt nicht das urinfarbene, leicht versiffte Wohnmobil, das seit vierzehn Monaten direkt vor Ihrem Fenster

parkt. Da möge der Herrgott eines Tages ein Einsehen haben und einen kleinen, ganz, ganz kleinen Meteoriten schicken, der diesen Plastikdreckhaufen ein bisschen tieferlegt – so ein bis zwei Meter unter Niveau. Da gehört er nämlich hin. Das aber nur ganz nebenbei.

In der unmittelbaren Nachbarschaft gibt es grantologisch viel Interessanteres zu entdecken. Etwa jenen Gemischtwarenladen, den man früher Post nannte. Früher, das heißt also vor gar nicht allzu langer Zeit, als für die Schuhe noch der Schuster da war, für das Brot der Bäcker und für die Post – na ja, eben die Post. Heutzutage jedoch wird in jener sogenannten Postfiliale nahezu alles verscherbelt, was der Mensch nicht braucht: vom Bodenventilator über Henkeleimer für Weihnachtssterne bis zur Holzspieluhr »Winterdorf mit Beleuchtung«. Wo das Amt neuerdings Shop genannt wird, werden demnächst wohl auch bald Lebensmittel verkauft, damit keiner verhungert, wenn die Warteschlangen beim Shopping immer länger und noch länger werden; viel länger jedenfalls als sie vor der Privatisierung je waren. Heutzutage dringen nämlich selbst geübte und stimmgewaltige Grantler nicht mehr bis nach vorne durch mit ihrem »Zweite Kasse, bitte«. Egal, allzu lang wird es wohl eh nicht mehr dauern, bis auch die allerletzte Filiale wegrationalisiert ist und der eingeschriebene Brief beim Bäcker zwischen warmem Leberkäs und Sommerschuhkollektion aufzugeben ist.

Apropos Bäcker: Kennen Sie noch einen? Eben. Wieder so ein Grant-Garant des Alltags. Die Zeichen des Verfalls sind überall zu sehen. Oft reicht schon ein kleines Plakat an der Hauswand. Unscheinbar, eigentlich nicht der Rede wert. Und doch mit höchst brisanter Botschaft. »Demnächst eröffnet hier für Sie ein Backshop.« Nach dem Postshop also ein Backshop; ein Shop-Schock jagt den nächsten. Jedenfalls fragt man sich als anstän-

diger Grantler sofort: Ein Backshop? Für mich? Warum ausge-rechnet für mich? Warum nicht für den Meier, dem haben sie doch grad den halben Magen rausgenommen. Der merkt doch eh nichts mehr. Oder für den Huber, die dumme Sau. Den mag ja wirklich keiner; der hätte eine solche Eröffnung verdient. Warum also für mich? Warum die hundertsiebenundzwanzigste Fertigteigpanscherei im Viertel? Wo doch die Joggingkrusti-Back-mischungen der anderen hundertsechsundzwanzig schon eine Magensäure-Produktion im Hektoliter-Bereich auslösen. Jetzt also noch eine mehr! Wenn es da nicht irgendwann in einem Anfall retrograder Peristaltik dazu kommt, dass »die nur leicht angebackenen Brötchen« auch nur leicht anverdaut wieder genau dorthin zurückgelegt werden, wo sie hergekommen sind.

Apropos Erbrechen. Ein immer wieder gern genommener Grant-Anlass ist die moderne Architektur. Vor einigen Jahren schlenderte ein Münchner Zeitungskolumnist an einem sonnigen Nachmittag durch seine Stadt und forderte anschließend einen militärischen Luftschlag gegen besonders hässliche Bausünden. Eine typisch bairische Grant-Attacke, nur mit dem Unterschied, dass sie auch noch in der Zeitung veröffentlicht wurde, was nicht bei allen Lesern gut ankam. Durchaus verständlich, wenn man bedenkt, dass im Zweiten Weltkrieg bei 74 Luftangriffen mehr als 6000 Münchner getötet wurden und die Altstadt danach zu 90 Prozent zerstört war. Also Obacht, mancher Grant kann seinerseits Grant auslösen. Gewarnt sei in diesem Zusammenhang auch vor der Umsetzung einer Handlungsanweisung, die der englische Schriftsteller Evelyn Waugh (1903–1966) einst gab. Waugh erklärte es nämlich zur obersten Pflicht, jedem Architekten, dem man auf einer Party begegnet, sofort eine zu klatschen. Waugh war halt ein böser Zyniker und Kulturpessimist, was doch ganz etwas anderes ist als unser gepflegter bairischer Grantler.

Vor allem, weil Letzterer nur selten auf Partys geht. Wie schimpft schon Molières Menschenfeind sehr passend: »Ach ich könnte speien, wenn ich euch sehe! Wie ich das hasse! Dieses Party-Pack – es ist so glanzvoll wie Metallic-Lack.« Architekten hin, Party-People her – gewalttätig wird er in der Regel nicht mehr, der bairische Grantler, weil die Zeiten des groben Grants längst vorbei sind.

Ausnahmen sind freilich denkbar. In besonderen Fällen sogar wünschenswert. Zum Beispiel, wenn es um den Einsatz des Laubbläzers geht, der vermutlich dümmsten zivil genutzten Erfindung aller Zeiten. Nichts, aber auch gar nichts bringt sie, schon gleich gar keine Arbeitsplätze; im Gegenteil. Nun könnte man natürlich an dieser Stelle entgegnen: Prima, es dürfen also Tausende freigesetzter Besenschieber morgens schön ausschlafen. Aber nichts da.

An einem ruhigen Novembermorgen, kurz nach acht – unser ehemaliger, neuerdings arbeitsloser Laubrechenhandarbeiter dreht sich gerade zum zweiten Mal in seinem Bett herum und setzt zu einer neuen Schlafrunde an – da taucht aus dem Herbstnebel das schwerbewaffnete Ein-Mann-Terrorkommando auf und beginnt ohne Kriegserklärung den 100-Decibel-Dauerbeschuss mit einem stufenlos regelbaren Foltergerät namens Laubbläser. Bei einer Blasgeschwindigkeit von 270 km/h wird alles weggeschossen, was im Weg liegt. Nicht nur Hundekotpartikel und Pantoffeltierchen, auch die sanften Träume unseres freigesetzten Gärtners. Und sogar die insgesamt zwanzig bunten Herbstblätter, die der Laubbläser von einer Ecke des Innenhofes in die andere jagt, und wieder zurück. Das Ganze dauert etwa dreißig Minuten, unendlich lang also. »Ein Ende des Terrors war nicht abzusehen«, könnte es später im Gerichtsurteil heißen. Zu Recht habe sich der Anwohner am frühen Morgen durch die völlig

unsinnige Laub-hin-und-her-Blaserei tyrannisiert gefühlt, weshalb er dem Ruhestörer seinen Laubblasebalg gewaltsam entriß, um diesen gegen jenen selbst zu wenden. Dabei konnte der verärgerte Anwohner nicht ahnen, welch verheerende Wirkung durch schnelles Umschalten von Blasen auf Saughäckseln entstehen kann, insbesondere wenn die kraftvolle Häckseltrubine, die nicht nur das Laubvolumen um bis zu 90 Prozent reduziert, gegen Menschen eingesetzt wird. Der Anwohner könnte also vielleicht – auch wegen berechtigten Grants und guter Führung – nach einem Jahr wieder auf freiem Fuß sein. Und anschließend seine Ruhe genießen, weil es keine Laubbläser im Universum mehr gibt. Nun gut, träumen wird man ja noch dürfen ...

Ausgesprochen Grant-tauglich ist der Öffentliche Personennahverkehr. Schon in dem Wort steckt alles drin, was dem Grantler zutiefst zuwider ist. Öffentlich – klingt wie Bedürfnisanstalt, also verpinkelte Männertoiletten etc. Dann die unselige Kombination von ›Personen‹ und ›nah‹. Nichts hasst der Grantler mehr als andere Leute, die ihm in irgendeiner Weise nahe kommen. Noch dazu, wenn es sich um ›Personen‹ handelt. Viel spräche also dafür, dass der Grant den Autoverkehr bevorzugt, denn da sind die vielen, allzu vielen Deppen auf Deutschlands Straßen wenigstens in Blechschatzeln eingesperrt. Er allerdings auch, das heißt, er kann zwar wunderbar vor sich hin schimpfen: »Geh weida, fahr zua, du Hirn!« – und Ähnliches mehr. Aber der Nachteil dabei ist, dass ihn keiner hört; wenigstens keiner von denen, die der Grantler eigentlich meint. Und so was geht natürlich gar nicht. Schließlich ist er in seinem Innersten ein zutiefst soziales Wesen. Denn was wären Grantler, die kein Gegenüber mehr kennen? Lauter Ferngesteuerte, die wie Aquariumsfische lautlos vor sich hin schimpfen, in ihren Autos hockend. Vielleicht liegt es ja an eben diesem Autoverkehr, dass wir den Eindruck haben, der

Grant sei am Aussterben. Oder wie sagte schon der unnachahmliche Proleten-Grantler Mundl Sackbauer in *Ein echter Wiener geht nicht unter*: »Weißt was? Ich scheiß aufs Autofahrn.«

Jedenfalls braucht der Grant die Nähe. Denn er ist das Gegen teil von sozialer Kälte. Grant kümmert sich um seine Umwelt, läuft nicht anonym aneinander vorbei, nein, Grant raunzt und mault. Klar, was sonst, schließlich kann man nicht den ganzen Tag alle Leute umarmen und lieb haben. Würden einen ja die Leut für deppert halten. Also lieber raunzen und maulen. Dafür reichen die öffentlich-nahen Personen allemal. Wo sonst bietet sich besserer Nährboden für Grant als in der U-Bahn? Das Schauspiel beginnt meist schon im Zwischengeschoß des U-Bahnhofs, vor dem Kartautomaten. Es dauert und dauert und dauert, bis der Apparat die Streifenkarte auswirft. Endlich lässt er sie fallen, die Karte, man nestelt an dem Plastikdeckel herum, um sie herauszufischen und mit ihr auf den Entwerter zuzustürzen. Aber der eine geht nicht, und am anderen stehen viele Menschen, von denen der vordere erst einmal gemächlich in seinem Geldbeutel nach dem Billett sucht und die Streifen abzählt, während von unten schon das Rauschen des einfahrenden U-Bahn-Zuges zu vernehmen ist. Wenn der Grantler dann endlich auch entwertet hat und die Rolltreppe mehr hinuntergestürzt als -gelaufen ist, rennt er auf den Waggon zu und hört gerade noch die freundliche Stimme: »Zurückbleiben, bitte!« Und weg ist sie. Der Grantler sieht nurmehr die roten Schlusslichter. Ein bedauerliches Einzelschicksal, die meisten sind nämlich glücklicherweise gerade noch mitgekommen. Also heißt es warten, mit all den anderen Fußkranken, die gerade Rot gesehen haben. Just das ist die hohe Zeit für den Grant. Halblaut hört man ihn schimpfen: »300 Millionen Fahrgäste im Jahr. Und immer kommen alle gleichzeitig, nämlich wenn ich grad eine Streifenkarte kaufen möcht.«